

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1932**

277 (28.11.1932) Unterhaltung und Wissen

# Wintereinwirkung und Wille

## Flug über Bessarabien Ein Sonderbericht von unserem Balkankorrespondenten

Zu den wenig bekannten Gebieten Europas gehört auch Bessarabien, obwohl es nach dem Weltkrieg und besonders während der letzten Wochen in Verbindung mit den Verhandlungen zwischen Rumänien und der Sowjetunion über den Abschluss eines Nichtangriffspaktes in der Tagesgeschichte oft genannt worden ist. Diese zwischen dem Schwarzen Meer, Dniestr, Pruth und der unteren Donau gelegene Provinz, die am Ende des Krieges von Russland abgetrennt und zu Rumänien geschlagen wurde, ist der südöstliche Teil des zwischen Ostsee und Schwarzem Meer sich hinziehenden Länderstreifens, der heute vielfach als Zwischen- oder Balkanland bezeichnet wird.

Vor der Reise nach Bessarabien vernahm ich immer wieder den wohlgemeinten Rat: „Seien Sie nur recht vorsichtig, damit Sie nicht hohngewonnen werden, denn dort bräuen bestialische Miliärs, die nicht viel Feindes machen.“ Um für alle Fälle gewappnet zu sein, verschaffte ich mir neben den zahlreichen und begehrtesten Ausweispapieren, die man in diesem Teil Europas tunlichst immer bei sich hat, noch ein amtliches Empfehlungsschreiben, das ich wie einen kostbaren Schatz verwahrte. Angesichts der endlos langen und beschwerlichen Bahnfahrt von Bukarest nach Kischinew, der Hauptstadt Bessarabiens, die einen vollen Tag währte, wählte ich den Luftweg, da das Flugzeug die gleiche Strecke in nur dreieinhalb Stunden zurücklegt. Lediglich die Kosten der Flugpreise der rumänischen Luftverkehrs-Gesellschaft die billigsten in Europa sein. Kostet doch das Flugbillet Bukarest-Kischinew nur 615 Lei (etwa 15 M.), während sich die Fahrkarte dritter Güte Klasse von Bukarest nach Kischinew auf 650 Lei stellt. Und darüber hinaus: Die rumänischen Fluglinien, die vor drei Jahren eingerichtet wurden, sind bisher trotz sämtlicher Verboten mit 100 Prozent Sicherheit besetzt worden.

Es ist ein schöner, warmer Spätherbstmorgen. Über dem Bukarester Flughafen Banăre über zahllose Maschinen der Militärfliegerabteilung. Die Wintermonate stehen vor der Tür und man scheint es mit der Ausbildung neuer Kampflieger sehr eilig zu haben. Das Passagierflugzeug, das uns nach Kischinew tragen soll, ist noch nicht startbereit. Der Kapitän sitzt vor der Kabine und starrt für die ihm bevorstehende Anstrengung mit einem Schoppen feurigen Tragobraner Weines. Auch hier in Rumänien gibt das orientalische „Jawalsch-Jawalsch“ immer langsam voran! Inzwischen bemächtigt sich die Flugverwaltung meines Photoparates, der vorföhrlich eingepaßt, verriegelt und im Gepäckraum eingeschlossen wird. Photographieren aus dem Flugzeug ist streng verboten! Ist überall angehängt. Wie überall im Südosten Europas groffiert auch in Rumänien das Spionendelirium. So mancher arme Teufel wanderte schon hinter schwedische Gardinen, obwohl er mit einem Spion so wenig gemeinsam hatte wie ein Araber mit einem Westaraber.

Endlich, mit anderthalbstündiger Verspätung, hebt sich unser Riesenvogel in die Lüfte und redt seinen Hals in nordöstlicher Richtung, der unteren Donau zu. Bukarest bleibt, links im bläulichen Herbstdunst, liegen. Unter uns dehnt sich weit

die malachische Tiefebene. Flachland, nichts als Flachland, friedlich und schmucklos. Nirgend ein Hügel, nirgend ein Wald, selten ein Baum und Strauch. Die Linienführung der Landschaft ist von reinlich genauer und geradezu geometrischer Gleichförmigkeit. Doch das Auge hat keine Bange. Die schrägen Strahlen der Morgensonne zaubern auf der weiten, unübersehbaren Fläche ein farbenreiches und beruhigendes Schauspiel vor. In jenen Pastellfarben wechelt das Silbergrau der herbstlichen Stoppelfelder mit dem fatten Braunrot der gepflügten Acker. Darüber hinweg streichen die tiefblauen Schatten vereinzelt treibender Wolken, die sich vor dem mächtigen, phantastisch geformten Wolkengebirge vor uns losgelöst haben. Der Pilot redt sein weitergebranntes Gesicht über die Schutzscheibe und müstert die gewaltige Wolkenwand. Noch ein Blick auf Kompaß und Barometer, und seine Hände ziehen langsam das Höhenmesser an: 1200 — 1500 — 2000 Meter. Endlich ist es geschafft. Der schneidige Koloß vor uns ist erloschen, und wir

gleiten jetzt über einem leuchtend weißen Wolkenmeer dahin, das von gewaltiger Pracht ist. Eine neue Welt von wunderbarer atmosphärischer Erscheinung offenbart sich dem Auge. In schnell rast die Maschine, um dieses herrliche Erlebnis tief, für immer, in sich aufzunehmen. Hier und da auftretende Wolkenfächer lassen einen Durchblick der Orientierung auf die dem Geiste bereits weit entrückte Erde. Zahllose Wasserrinnen, Seen und Sümpfe zeigen uns, daß wir bereits über dem Donaudelta sind. Pflüchig verstimmt der wilde Gesang des Motors, und wir stoßen durch ein Wolkenloch hinunter. Heftige Böen zerren an den Tragflächen, doch das Flugzeug zwingt sich trotz und unbeirrt seinen Weg durch die links und rechts aufragenden Wolkenberge. Dicht vor uns taucht ein Häusermeer auf, eingerahmt von Flußläufen. Es ist Galaß, der größte Donaudelta-Rumänien, der zwischen den Ufern des Serech und Pruth liegt.

Nach kurzer Zwischenlandung und Liebernahme neuer Passagiere startet das Flugzeug nach

Kischinew. In niedriger Höhe überquert es den Bratescu-See, dahinter die ehemalige russische Grenze und hält sich dann in nördlicher Richtung immer über dem muldenförmigen Bruthale, das, soweit das Auge reicht, verflumpft ist. Die Landschaft zu beiden Seiten des Tales ist hügelig und unruhig. Sie zeigt jene Formen, die für den größten Teil Bessarabiens typisch sind: langgestreckte, schmale Nadel, deren Rücken nur selten größere ebene Flächen aufweisen. Hier und da stehen an den Abhängen kleine, unregelmäßig gebaute Dörfer, die meistens einem trostlosen Einbruch machen. Solche armseligen Dörfer habe ich nur noch in den mochnischen Sümpfen und in Anatonien gesehen. Da die Maschine wegen der niedrig treibenden Wolken in kaum 50 Meter Höhe dahinfliegt, bieten sich dem Auge die große Armut und Primitivität der Bevölkerung dieses Grenzlandes in voller Klarheit dar: keine ungetüchtete Lehmhütten, nur wenige Meter hoch und mit Strohdächern bedeckt. Lange Baracken, oft mit halb zerfallenen Mauern wert, dienen als Scheunen und Ställe. Fleißig breite, grandiose Dorfstraßen, mit unzähligen Wassertrümpfen bedeckt, lassen erkennen, daß wohl eine pflegende Hand an sie gesetzt worden ist. Trotz dem reichen Boden haust die bescheidenste Bauernbevölkerung in elenden Verhältnissen. Beweis, die russischen Großgrundbesitzer und rumänischen Bojaren haben den größten Teil ihrer riesigen Ländereien bei der Bodenreform abtreten müssen; doch den Bauern war mit der Landteilung wenig geblieben. Es fehlte der landwirtschaftliche Kredit, und der Bauer lieferte sich muerischen Geißeln und damit einer neuen Sklaverei aus, in der er heute mehr denn je schmachtet. Jede Dörfling, die wir überfliegen, trägt den Stempel tiefer Armut, trotz den vielfach prunkvollen Kirchen, die sich hoch über den Gendachgärten erheben.

Dicht vor dem Städtchen Băzăna freugen wir eine weitere Bombenart, den Oberen Exlanoswall, der sich vom linken Pruth zum rechten Dniestrufer erstreckt und unter der Herrschaft des römischen Kaisers Hadrian angelegt wurde. Abteilungen römischer Legionen, so der V. Moesoburgionen, hatten hier ihren Standort. Auch hier mächtige und über 100 Kilometer lange Wall lag Zeugnis dafür ab, daß Bessarabien von jeher ein Grenz- und Durchgangsland gewesen ist und stets einen Jantapfel gebildet hat. Auch heute wieder ist die „bessarabische Frage“ eins der größten Schmerzenskinder der rumänischen Außenpolitik, derenwegen erst vor wenigen Wochen eine Regierung gestürzt wurde.

Sinter Beoma verläßt das Flugzeug den Flußlauf des Pruth und wendet sich in jener nordöstlichen Richtung, dem nahen Kischinew zu, dessen hellrote breite Dächer bald sichtbar werden. Im weitem Bogen wird die Stadt mit ihren zahlreichen Kirchen und terrangeraden, endlos langen Straßen überflogen, und nach einigen engen Spiralen, in denen der neben mir fließende Passagier, der während des ziemlich böigen Fluges schon recht bleich dreingestaut hatte, zu guter Letzt noch zur „Nothilfe“ greift, legen wir endlich febernd auf dem Fluglande auf. Die Junker-Maschine hatte trotz dem böigen Wetter hinter Galaß vorzügliche Arbeit geleistet, ebenso auch ihr stämmiger Pilot. Wohl deshalb, weil beide gut „gekümmert“ waren. Und noch während des Fluges, als ich die sichere Steuerung des Apparates verfolgen konnte, habe ich dem Piloten den nicht kleinen Humpen Wein von Bameza künftig verziehen.

Dr. Alfred Lanfer.

## Macht ist nicht immer Wissen

Im vormärzlichen Oesterreich wurden Dichter und Schriftsteller von der Zensur unerhört schikaniert. Grillparzer, Hebel u. a. mußten davon ein Lied zu singen. Besonders gefährdet war der Oberzenjor Hofrat H o s c h in Wien, ein unwilliger und anmaßender Mensch. Eines Tages ließ er den Zenjor D e i n h a r d s t e i n zu sich kommen und machte ihm Vorkürfe, weil D e i n h a r d s t e i n ein Buch des Sprachforschers H e i n r i c h hatte durchgesehen lassen. „Wissen Sie denn nicht“, fuhr H o s c h seinen Untergebenen an, „daß H e i n r i c h ganz unrichtige Sachen schreibt!“ (Er verwechselte den biederen H e i n r i c h mit Goethes Zeitgenossen Wilhelm H e i n e, dem Verfasser des Romans „Ardinghella“, der für ihre anföhrlich galt und gerade damals wieder einmal vor sich reden machte.) D e i n h a r d s t e i n klärte den Vorgelegten schonend auf.

Nach einigen Wochen kam ein Buch H e i n r i c h H e i n e s an, und der Zenjor setzte pflichtschuldig den Berner „Dammatur“ (Wird verdammt, d. h. verboten) darauf. H o s c h sah den Berner und ließ wutentorant den Zenjor rufen. „Haben Sie mir nicht erst neulich gesagt“, bannerte er den Unsißdieser an, „der H e i n e sei ein hermaßer Sprachforscher? Warum wollen Sie denn ein Buch verbieten?“ Der Zenjor war wie vom Schlage gerührt: so viel Unwissenheit und Oberstüchlichkeit waren ihm noch nicht vorgekommen. Es ist ein Glück, daß diese vormärzliche Geistesenge schon hundert Jahre zurückliegt. Heute sind ja, wie wir alle wissen, die Richterbar, namentlich in Deutschland, sehr unterrichtet und sehr aufgeklärt. Oder magt etwa jemand daran zu zweifeln? K. Qu.

## Eine Dichterhuldigung

Italiener, die vor Jahrzehnten nach Amerika ausgewandert waren und es zu Geld gebracht hatten, besuchten kürzlich ihre alte Heimat. Sie besuchten dabei auch den Nationaldichter D e i n h a r d s t e i n. Sie hatten einen kornischen Führer bei sich. Dieser fragte d'Annunzio: „Signore, sind Sie der berühmte Dichter Gabriele d'Annunzio?“ „Ja“, nickte der Dichter. „Meine Herrschaften“, sagte der Führer, „das ist der berühmte Dichter Gabriele d'Annunzio.“ „Und das ist der Pöhl, wo Sie Ihre berühmten sämtlichen Werte schreiben?“ „D'Annunzio nickte. „Meine Herrschaften“, sagte der Führer, „und

das ist der Pöhl, wo er seine berühmten sämtlichen Werte schreibt.“

Damit ging er hinaus, und die Herde folgte ihm.

## Die Probe aufs Exempel

Herr Schmalz ging in eine Drogerie: „Ich hätte gern ä Haarwuchsmittel.“ „Da gann ich Ihnen Bachsbad empfehlen“, legte der Drogerist. „Dauoh denn das was?“ „Das ist großharrsch. Das wird furchdbar schnell. Wir haben Dauende von Empfehlungsschreiben.“ Herr Schmalz zwinterle den Mann an: „Na gud. Dann schmirren Sie sich ma ä bhjn droon auf Ihre Ghabze, und eine Wochje schöbdr gomme ich doch mal widde und läge, ob's gewirgd hod.“

## Die Vernehmung

ROMAN von C. F. FORESTER

Deutsche Rechte Th. Knorr Nachf., Verlag, Berlin.

(35. Fortsetzung.)

Bauer antwortete mit gereizter Würde; er sprach ausgezeichnet englisch, sehr rasch und mit kaum einer Spur von fremdem Akzent. „Besten Dank, herr Wright, aber ich ziehe meine Schlüsse selbst“, sagte er. „Sie hatten nicht die geringste Befugnis, den Gefangenen zu verhören, ehe ich ihn gesehen hatte. Ich bin sehr verstimmt.“ „Aber —“ „Lassen wir es genug sein, herr Wright.“ Bauer wandte seinen Blick von dem unglücklichen Wright ab und Harold zu. Die Wirkung war zerschmetternd. Die großen schwerlidrigen Augen brannten sich eine zitternde Minute lang in Harold's Augen ein. Dann fragte Bauer: „Wo sind König Raphaels Briefe?“

Harold konnte seinen Blick nicht ertragen, schweigend starrte er vor sich hin. Betraf diese Frage nicht ein Bankgeheimnis, und war er nicht ein Beamter der Bank? Bauer sah ihn eine Weile an, dann zogen sich die Winkel seines wulstigen Mundes in einem grausamen Lächeln herab. Eine leise Kopfbewegung gegen Hawkins. Und dieser seine herr nahm Harold's keinen Finger und machte etwas unglücklich Schmerzhafes damit. Harold stieß einen Schrei aus, versuchte sich loszumachen, vergaß, daß er an den Füßen gefesselt war und fiel mit einem donnernden Krach zu Boden. Hawkins packte ihn beim Ohr, setzte seinen Fuß an und zog ihn so in die Höhe. Bleich und zitternd begegnete er Bauers Blick, der ihn immer noch mit unermüdlicher Grausamkeit betrachtete. „Wo sind König Raphaels Briefe?“ fragte Bauer, und Hawkins griff gleich wieder nach

Harold's keinem Finger und bereitete sich vor, etwas besonders Leuzliches mit dem Nagel anzustellen. Harold spürte schon mit jedem zuckenden Nerv, was da geschehen sollte. Seine Lippen zitterten.

„Sie sind — sie sind in der Bank“, sagte er. Bauer strich den Schnurrbart mit seinen dicken plumpen Fingern und fuhr fort, kein Opfer ganz unpersonlich anzustarren.

„In Ihrer Bank?“ „Ja.“ „Wo in der Bank?“ „Ja.“

Harold zögerte, aber ein leichter Druck von Hawkins genügte und die Antwort schoß aus ihm heraus.

„Im Safe.“ „Unter Ihrem Namen?“ „Ja — o ja.“

Hawkins hatte sich auf eigene Rechnung einen kleinen Zwickler geleistet. Bauer starrte Harold immer weiter an; Harold warf einen wilden Blick auf das Zimmer — auf die kalten Wände, auf Wright's unbemerkliches Gesicht — er begegnete sogar Bauers bestialischem Auge in seiner hilflosen Not, aber alles war und blieb grausam und unfreundlich.

„So“, sagte Bauer. „Dann werden Sie einen Brief schreiben, daß man sie dem Ueberbringer auszuhändigen soll.“

Harold gab keine Antwort — man erwartete das auch gar nicht, aber Hawkins schien sein Schweigen mißzuverstehen. Ein Drehen, ein Zwicken — und Harold freischte auf vor Angst.

„Haben Sie gehört?“ fragte Bauer. „Ja — o ja.“

„Dann tun Sie es auch. Wright, bringen Sie Papier und Feder!“

Einen Augenblick später war alles zur Stelle und lag auf dem Tisch neben dem Bett. Hawkins kniete ein wenig den kleinen Finger und Harold wackelte in seinen Fesseln auf den Tisch zu. Er nahm die Feder in seine von Handschellen umschlossene Hand.

„Schreiben Sie, was ich diktiere“, sagte Bauer. „Erst Ihre Adresse. Dann — in die National County-Bank, West-Zentral-Abteilung. Sehr geehrte Herren, ich ersuche Sie, dem Ueberbringer —“

Harold hatte die Feder weggelegt, starrte mit einemmal vor sich hin, die Augen schienen ihm vor Entsetzen überzugehen.

„Ich kann nicht — ich kann nicht“, sagte er. „Es hat keinen Sinn. Sie werden sie Ihnen nicht geben. Ich schrieb auf das Formular, daß man das Räbchen nur mir persönlich auszuhändigen darf.“

Bauer starrte mit zusammengepreßten Lippen auf Harold's weiches verzerrtes Gesicht; ein sardonisches Lächeln spielte auf Wright's Lippen.

Bauer sagte mit schwerer Stimme: „Das ist eine Lüge.“

„Nein, nein, wirklich nicht!“ rief Harold verzweifelt, seine Gedanken arbeiteten unter dem Druck von Qual und Angst mit Wüßschneile. „Ich schreibe den Brief und unterzeichne ihn auch, mein Wort darauf, aber Sie haben nicht das geringste davon. Man wird gleich merken, daß was nicht stimmt. Und dann —“ Harold hing die Zunge aus dem Mund, er bebte in blässen Entsetzen vor den neuen fürchterlichen Möglichkeiten, die sich bei jedem seiner Worte vor ihm eröffneten — und dann wird man merken, daß ich heute nicht in der Bank bin. Man telefoniert zu mir nach Hauve, und meine Wirtin sagt, daß ich die ganze Nacht fortgeschlafen bin und sie sich nicht erklären kann, weshalb. Man versteht die Polizei, und der Mann mit dem Brief wird verhaftet, und dann — was machen Sie dann mit mir?“

Harold zitterte vor Angst; seine Handschellen klickten und rasselten, da er in der Erregung mit den Händen herumfuchtelte. Bauer wandte sich an Wright.

„Da sehen Sie es“, sagte er. „Und den Bauer hielten Sie für einen Anfänger. Warum hätte er dann so gehandelt?“

„Er ist ein Anfänger“, sagte Wright, „aber —“

Bauer schnitt mit einer Handbewegung alle weiteren beschönigenden Erklärungen, die Wright noch vorbringen wollte, ab.

„Hawkins!“ sagte er und wies mit der Hand nach dem Kamin. Hawkins packte den entsetzten Harold wieder bei dem kleinen Finger und zog ihn mit sich durch das Zimmer. Er stellte ihn gegen den Kamin, holte ein Seil unter dem Bett hervor, befestigte es an dem Haken in der Wand und schlang ein Ende um Harold's Handschellen. Er zog das Seil an, streckte Harold die Arme in ihrer vollen Länge über den Kopf und band sie so fest. Dann kamen Harold's gefesselte Füße auf das Kaminbrett. Das alles ohne ein Wort und mit einer kaltschnitigen Sachlichkeit, die Harold's Nerven bis zum Irrsinn reizte. Und nun nahm er ein Streichhölzchen, zündete ein Feuer im Kamin an und steckte das eine Ende des Sechspenny-Kaminsteins hinein. Er warf einen Blick auf Bauer, ein zustimmendes Nicken; er rief Harold Kragen und Kramoite ab und öffnete ihm Wege und Hemd, daß die nackte Brust zum Vorschein kam. Harold versuchte sich zu winden; er versuchte um Gnade zu flehen, aber die kalte und unpersonliche Art, mit der die drei Zuschauer nur zu beobachteten suchten, ob er Theater spielte oder nicht, erfüllte ihn mit einem schmerzhaften Grauen. Bauer betrachtete seine leidenschaftliche Erzählung von den deponierten Briefen ganz offenkundig nur als eine Komödie, durch die er verbinde wollte, die auszuliefern. Und so stand er denn am Ende der kalten Mauer von Bauers Stetigkeit und den erbarmungslosen Schwertlängen von Hawkins Grausamkeit.

(Fortsetzung folgt.)